

Bauen in historisch wertvollen Bereichen

Autor(en): **Wyss, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **49 (1987)**

Heft 6

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-862619>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Iselin'sches Landgut in Riehen, Baselstr. 61 und 65. Die Aussenrenovation wurde 1986 abgeschlossen. Das abgebildete Ökonomiegebäude ist in vereinfachter Form ein Spiegelbild des Haupthauses, in dessen Innerem noch gearbeitet wird.

Bauen in historisch wertvollen Bereichen

Von Alfred Wyss

«Bauen in historisch wertvollen Bereichen — Kontinuität und Wagnis», dies war das Thema eines Kolloquiums, das die Basler Denkmalpflege im September 1986 im Kollegengebäude der Universität organisierte, und zwar im Auftrag des ICOMOS, Landesgruppe Schweiz und mit aktiver Hilfe der Christoph Merian Stiftung, des kantonalen Hochbauamtes und der Nationalen Informationsstelle für Kulturgütererhaltung (NIKE). Ich will nicht den ganzen Ablauf der Tagung schildern; manches hat aber Unruhe in mir gestiftet, und davon möchte ich etwas weitergeben.

Voraussetzung des Gespräches war die Umschreibung des historisch wertvollen Bereichs. Ich beschränke mich hier auf eine knappe Formulierung: es sind Strassen, Gassen, Häusergevierte und natürlich bedeutende Bauwerke mit ihrer Umgebung,

die durch ihre Strukturen, ihren Charakter, ihre ästhetischen Qualitäten und ihre Erinnerungswerte einen historischen Erlebnisbereich darstellen. Über einer Auswahl solcher Bereiche in unserer Stadt sitzt jetzt eine Kommission des Grossen Rates im Rahmen der Zonenplanrevision, an einer Darstellung über das ganze Stadtgebiet arbeitet die Basler Denkmalpflege im Rahmen des ihr von Gesetzes wegen aufgetragenen Inventares, über das im nächsten Stadtbuch berichtet werden soll.

Kontinuität und Wagnis

Kontinuität und Wagnis waren zur Diskussion gestellt. Wir wollten über die Eingriffe sprechen, die bei jeder Stadtpflege unvermeidlich sind. Man bezeichnet daher die in

historischen Bereichen heute voraussetzende konservierende Haltung mit Kontinuität, also Stetigkeit und fortdauernder Zusammenhang, den Wandel aber als Wagnis, als Schritt in ein Ungewisses — denn dies bedeutet neues Bauen im historischen Kontext, aber im Grunde auch das restaurative Erneuern immer; es bezeichnet das Risiko eines Ausbruchs aus der Kontinuität. Die Erneuerung des St. Alban-Tales und die Bauten und Projekte im Gebiet der Spalenvorstadt boten den Diskussionsstoff. Im *St. Alban-Tal* bestand seit 1963 ein straffer Überbauungsplan, den man 1968 in Baulinien fixierte. Im Laufe der langen Bearbeitungszeit entstand daraus ein Weben an einem alten Quartier, aus einer geplanten intensiven Nutzung wurde eine reduzierte Baudichte mit Freiflächen, mit der Respektierung der alten Baustrukturen und mit Neubauten. Das Quartier war und ist kein homogener historischer Bereich. Wohnbauten, Fabriken und Gewerbebauten aus allen Zeiten seit dem Mittelalter bis heute stehen an den Teicharmen und an der um 1880 angeschütteten Uferstrasse. Es ist wie ein in Funktion und Bausubstanz in die Gegenwart offenes Geschichtsbuch, das von Kloster, Flösserei, Papierfabrikation, Seidenbandfärberei, Tabaktrocknerei und anderem berichtet. An ihm ist unter Respektierung des Urkundencharakters mit zwei Bauten an den Teichköpfen weitergeschrieben worden.

Jener im Osten ist hierzulande umstritten. Allzulange ist die 1980 erneuerte, im Kern romanische *Gallicianmühle* mit dem steilen Dach, mit den gotischen Fenstern des 16. Jahrhunderts mit den Butzenscheiben, mit dem rotgestrichenen Riegel von 1665 und mit dem barocken Fabrikationsbau frei und von weitem sichtbar gestanden und schon zur lieben Gewohnheit geworden. Missmut richtet sich zum vornherein gegen alles, was man davor auf dem Grundstück

der in den 1950er Jahren abgebrochenen Osterschen Fabrik planen mochte. Viele aber stossen sich an der neuzeitlichen Form mit dem Flachdach und den Fensterreihen mit den Metallzargen und fragen, wie dies zur historischen Umgebung passe. Zunächst machen wir die Erfahrung, dass die Gallicianmühle deutlich an Kraft gewonnen hat; sie ist vom lieblichen Schaustück zum in die Gasse eingefügten Gewerbebau geworden. Der *Neubau* selbst aber ist aus unserer Zeit hinzugebaut, wie die Fabrikbauten des 19. Jahrhunderts und das bereits in unser Bild vom «Dalbeloch» eingewachsene Museum für Gegenwartskunst. Ein solches Verhalten ist in einer offenen und so heterogenen Bebauung, wie sie den Charakter des St. Alban-Tals bestimmt, durchaus angemessen, anders als in einem geschlossenen Strassenzug der Altstadt. Dafür steht die Feuerwehreinfaht an der Spalenvorstadt 11, die ohne Anbiederung sich zu den historischen Nachbarn gesellt.

Die Gesprächsrunde des Kolloquiums hat nicht die Architektur dieses Neubaus oder der übrigen Projekte in diesem Quartier diskutiert. Sie ist an jenem kleinen, in barocken Proportionen an der Schützenmattstrasse 11 erhaltenen Gebäude, das zwischen viel höheren Nachbarn des 19. und 20. Jahrhunderts wie eine Baulücke erscheint, hängen geblieben. Die Qualität des Neubauprojektes wurde nicht in Frage gestellt, und die Realisierung dieses Projektes soll hier auch nicht in Zweifel gezogen werden. Beunruhigend, und darum spreche ich hier davon, war die Frage eines auswärtigen Gastes, warum denn solche Unebenheiten in einem Strassenbild ausgeglichen und die zufällig erscheinende, aber das Gesicht des Quartiers prägende historische Spur gelöscht werden müssten — ob unsere Neigung zur ästhetischen Homogenisierung einer Häuserzeile durch die Auffüllung einer Lücke dafür ein

ausreichender Grund sei. Es gibt in der Tat in unserer Stadt ähnliche Beispiele: die kleinen, die Parzellen markierenden, bis zur Traufe von einer Toreinfahrt aufgeschnittenen Vorderhäuschen am Leonhardsgraben 30 (restauriert 1983) und an der St. Alban-Vorstadt, die Südseite der Hebelstrasse und ein gegenüber der Baulinie zurückversetztes gotisches Haus an der Bäumleingasse, das wir bald in die Verlustliste eintragen müssen. Solche Relikte erinnern uns an die Geschichte unserer Stadt. An manchem Ort haben sie grösseres Gewicht als das ästhetische Prinzip der Harmonisierung eines Strassenzuges, bei dem man sich heutzutage ja doch fast nur auf die Kontinuität der Trauflinie als Kriterium beschränkt. Ähnliche Brüche in der Einheitlichkeit findet man auch in unseren Aussenquartieren des 19. Jahrhunderts, die sich aus der jeweiligen Entstehungsgeschichte erklären lassen. Auch sie bestimmen «den historischen oder künstlerischen Charakter der bestehenden Bebauung», wie dies in den Vorschriften der Schutz- und der Schonzone als Mass für allfällige Eingriffe bestimmt wird; sie sind deshalb bei der Beurteilung jedes Bauvorhabens zu berücksichtigen.

Mit dieser Diskussion sind wir vom Neubau zum Thema der *Kontinuität* im historischen Bereich zurückgeführt worden, zur Frage nämlich, was die historisch wertvollen Bereiche bestimmt und in der Zukunft bestimmen soll. Mit der Kontinuität hat sich die Denkmalpflege vor allem zu befassen und die einmal von ihr erkannten historischen Werte zu verteidigen. Das Wagnis der Veränderung darf von ihr innerhalb dieser Zielsetzung nur dort mitvollzogen werden, wo in historischen Bereichen Lücken bestehen oder die historische Substanz mit keinem Mittel mehr zu halten ist. Dies ist am Kolloquium sehr scharf gefordert worden als Gegengewicht zu den ebenso engagierten Voten für eine grössere Freiheit des archi-

tektonischen Wagnisses im historischen Bereich. Es scheint mir als gewiss, dass sich die für unsere Generation so wichtige Kontinuität auf die analysierbaren und beschreibbaren geschichtlichen und formalen Werte aus dem Tradierten, wie es das Inventar erfasst, abstützen muss. Das wären dann die Grundlagen für die Entscheide über das Restaurieren (Wiederherstellen), Renovieren (Erneuern) und über den Neubau. Der Wandel ist damit als dem Wesen der Stadtpflege Zugehöriges erkannt, doch ist er wohl nur in der Form eines Prozesses über lange Zeit zu ertragen, damit das Neue mit dem zu Konservierenden in den sich immer erneuernden Erfahrungen der jeweiligen Generationen zu einem Kontinuum zusammenwachsen kann.

«Bildebene» und «Funktionsebene»

Wir haben bis dahin von dem gesprochen, was die historischen Bereiche in ihrer Erscheinung prägt — die «Bildebene» hat es einer der Referenten genannt, der ihr die «Funktionsebene» gegenüberstellte. Über die Bildebene lasse sich bestens mit ästhetischen Argumenten zwischen Architekten und Denkmalpflegern diskutieren. Die Funktionsebene sei komplexer; sie meine den Gebrauch der Häuser. Mit dem Hinweis darauf, dass über die langen Zeiten, in denen die historische Substanz entstanden sei, sich die Formen des Lebens bis zu unserer komfortablen, bald elektronisch gesteuerten Behausung grundlegend verändert hätten, sei es weniger die Frage nach dem Aussehen des Gebauten, was hier interessiere, als «dass sie brauchbar sind für neue Zwecke für unser immer ereignisloser und ärmer wirkendes Leben» — damit meinte der Referent die private Sphäre. Er wandte sich gegen die Homogenisierung des Wohnbereiches, gegen jene gleichmachenden Sanierungen für den

mittelständischen Normalmieter, welche vom Renditedenken und von der dem Handwerk entfremdeten fabrikmässigen Herstellung bestimmt sind — Themen, die wir selbst in den Berichten der letzten Stadtbücher immer wieder gestreift haben. Die Eigenarten des historischen Bereiches wären also im Weiterbrauchen der überlieferten Gefässe als eine Kontinuität zu erhalten. Hier treffen sich diese funktionellen Forderungen mit denjenigen der Denkmalpflege, welche die Erhaltung der Grundrisse und der konstruktiven und baulichen Substanz fordert. Sie nämlich bilden das Gefäss, das mit neuem, aber angemessenem Gebrauch gefüllt werden soll. Und dies war wiederum einer der beunruhigenden Anstösse des Kolloquiums: es ist das Anliegen der *Schaffung einer Stadtpflege*, die Baubestand, Ökonomisches

und Soziologisches als Zusammengehöriges betrachtet — nicht nur aus der generalisierenden Sicht der Stadtplanung, nicht nur aus der konservierenden Perspektive der Denkmalpflege und nicht allein aus der «innovativen» Aktivität des Investors. In jedem einzelnen Fall der Realisierung einer Restaurierung, eines Umbaues oder eines Neubaues sind diese Aspekte der jeweiligen historisch wertvollen Bereiche zu analysieren . . . Diese Art der Betrachtung fehlt in unserer Stadt. Denkmalpflege kann sie nicht leisten. Sie ist Fachorgan für die materielle Erhaltung historischer Bestände.

Dies waren also einige Reflexe aus dem Kolloquium über das Bauen in historischen Bereichen, von denen ich hoffe, dass sie Unruhe stiften . . .

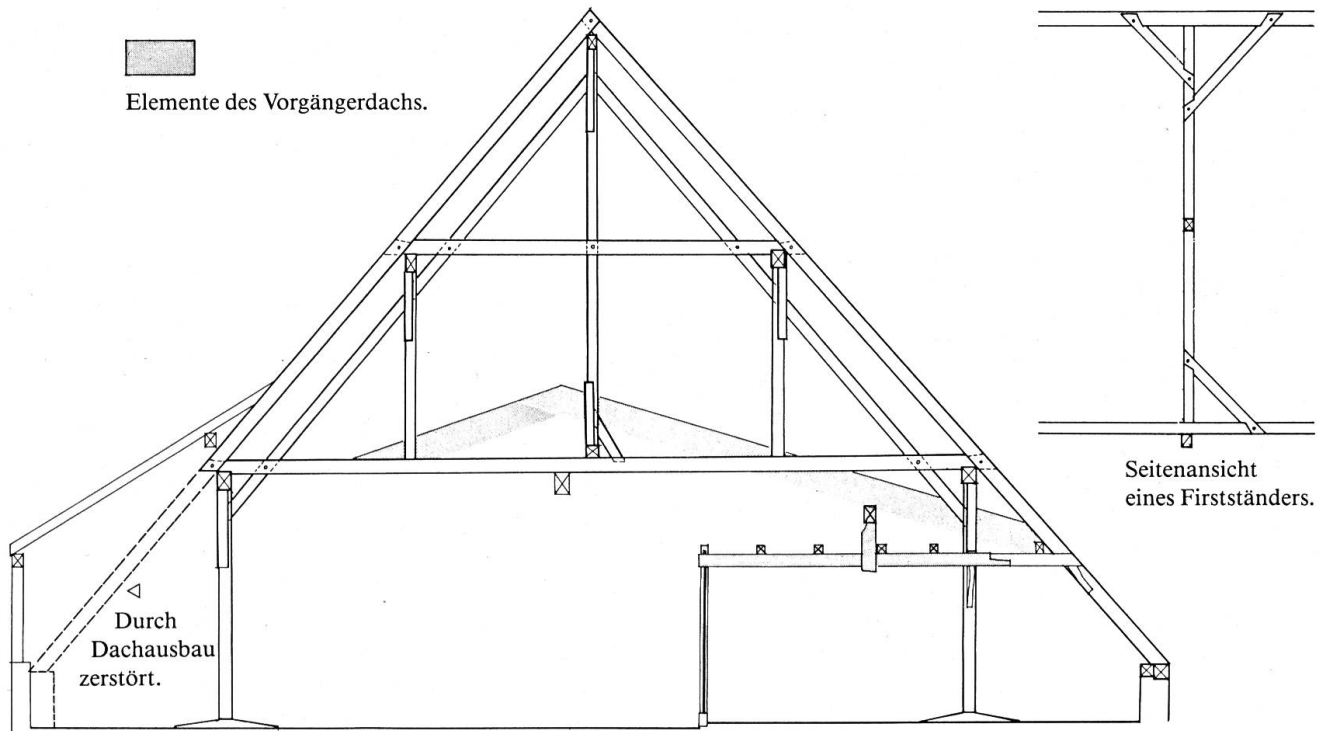
Aus der Tätigkeit der Denkmalpflege im Jahre 1986

Dächer

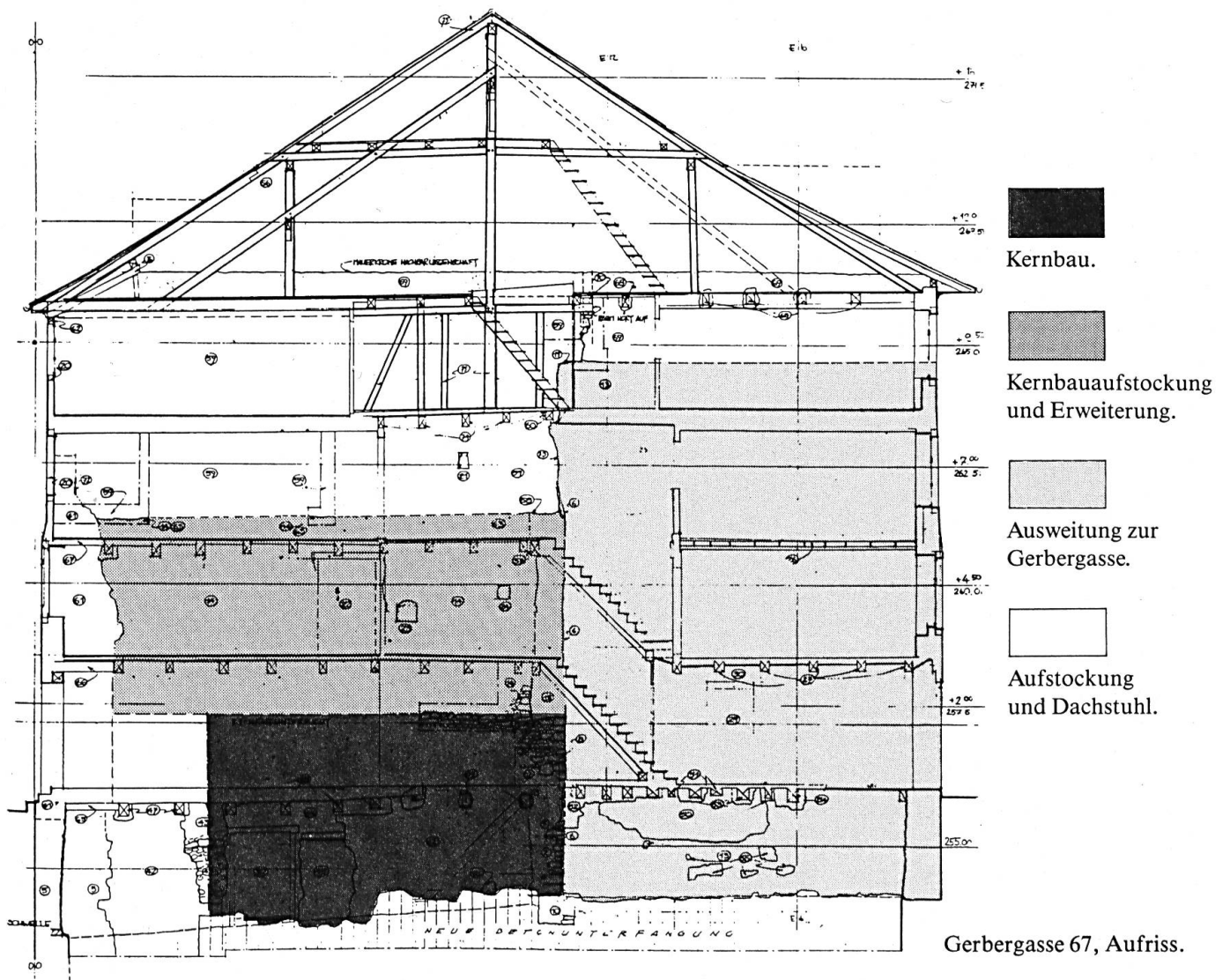
Die Mitarbeiter der baugeschichtlichen Untersuchungs-Equipe haben in diesem Frühjahr ganz aus eigener Kraft eine Ausstellung erarbeitet und im Kleinen Klingental gezeigt. Sie wurde auch vom Ausland, in Bamberg, übernommen, weil sie die Methode der «Monumenten-Archäologie», wie man das in Deutschland nennt, didaktisch darstellte. Es soll hier mit einem ähnlichen Ziel ein kleiner Forschungsausschnitt über die Basler Dächer gezeigt werden, ein Thema, das wir im Basler Stadtbuch 1985, S. 219, bzw. «Jurablätter» 1986, S. 106, im Zusammenhang mit der Erhaltung der Rheingasse 8/10 angeschnitten hatten. Dachstühle gehören heute zur gefährdeten historischen Substanz, weil Dachausbauten mit den entsprechenden Eingriffen in das konstruktive Gefüge zur Mode geworden sind. Zudem ver-

ändern die modernen Heizungssysteme die klimatischen Verhältnisse sehr zu Ungunsten der Hölzer im Dach, vor allem im Bereich des Dachfusses.

Wir besitzen in Basel kostbare Dachstühle auf den Kirchen, von denen die ältesten jedenfalls ins 14. Jahrhundert zurückgehen; das Kleine Klingental ist über dem Kaserneflügel von einem reinen Sparrendach, wohl derselben Zeit, bedeckt. An gewöhnlichen Wohnhäusern waren uns bisher die sogenannten liegenden Stühle seit dem 16. Jahrhundert als normales Konstruktionsprinzip geläufig. In den beiden letzten Jahren haben wir aber altertümliche «stehende» Konstruktionen aufnehmen können, die mit der Dendrochronologie — der Jahrringzählung — zu datieren sind. Bei ihnen werden die Pfetten, welche die Sparren tragen, durch senkrecht stehende Ständer gestützt, die wiederum mit Bügen verstrebt sind. In der «*Augenweide*»



Haus zur «Augenweide», Rheinsprung 20. Dachkonstruktion: Ansicht des Binders.



Gerbergasse 67, Aufriss.

am Rheinsprung 20 ist bei den Bindern eine den Sparren parallele Strebe eingezogen, und jeder Sparren ist mit dem Kehlbalken zu einem «Gespärr» einzeln verbunden. Der Stuhl wurde 1435 errichtet. Darin fanden sich aber noch am ursprünglichen Ort Reste einer noch älteren Konstruktion. Ein Teil des Daches bleibt beim jetzigen Ausbau zugänglich. Verwandt ist das um 100 Jahre jüngere, um 1548/50 zu datierende Dach an der *Gerbergasse 67*, dessen beiden Binder über der engen Parzellengrenze zugleich die ursprünglich mit Holz verschalten Giebel bilden. Auffallend ist hier der hohe, über drei Ebenen gehende Mittelständer. Er verbindet das oberste Geschoss mit dem Dach. Die Untersuchung dieses Hauses wäre ausführlicher zu schildern, weil sie dessen Wachstum aus einem Kernbau, der jedenfalls auf romanische Zeit zurückgeht, nachwies. Zusammen mit dem Turmfragment an der *Gerbergasse 71–75* scheint sich hier eine ähnliche Steinbauzeile des Hochmittelalters abzuzeichnen wie an der *Stadthausgasse* (vgl. Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung, in *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 1982, S. 365 ff.).

Von den vielen *Restaurierungen* gibt es ein paar Dinge zu berichten, die allgemeines Interesse beanspruchen mögen.

Wildt'sches Haus

Das Wildt'sche Haus steht in neuem Glanz vor uns. Rechenrat Jeremias Wildt liess dieses Palais als Gegenstück zu seinem Wohnbau an der *Hebelstrasse 7*, dem Gyrengarten, von Johann Jakob Fechter um 1762/63 an den *Petersplatz 13* stellen. Seit 1952 entspricht der Gebrauch wiederum dem ursprünglichen, nämlich Repräsentationszwecken, für die es vom Bauherrn damals

errichtet wurde. Nur wenige Räume sind der Verwaltung der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften reserviert. Zunächst wollte man sich mit der Erneuerung des Äusseren begnügen, doch hat der echte Hausschwamm den schweren Dachstuhl bedrohlich aus dem Gleichgewicht gebracht, und er ist bis in die hölzernen Fensterstürze des Hauptgeschosses hineingewuchert. Es musste deshalb auch im Innern Hand angelegt werden. Die abgefaulten Balkenenden wurden zimmermannsmässig repariert — ein Kunststück ohnegleichen, wenn man bedenkt, dass die reichen Stuckdecken der Beletage an ihnen hingen. Es galt, den Stuck, der mit den alten Ölfarbanstrichen genügend isoliert war, mit Silikonformen abzustützen, die Bretter unter den Bundbalken herauszuoperieren und den Stuck mittels Glasfasergewebe von oben her zu armenieren, bevor man am Dachstuhl zimmern konnte, allerdings unter Vermeidung jeder Erschütterung — ein ähnliches Prozedere musste übrigens aus denselben Gründen am *Grossen Kirschgarten* angewandt werden. Die mächtigen Eichenstämme, welche die steinernen Kranzgesimse an den Seiten fortsetzen, wurden mit Epoxidharz ausgegossen und mit Glasfaserstäben armiert. Auch die die aus riesigen Stämmen ausgeschnittenen Dachgauben konnten mit Injektionen eines verwandten Kunstharzes gesichert werden. Die modernen Konservierungstechniken haben es also möglich gemacht, dass diese ausserordentliche Zimmermannsarbeit erhalten werden konnte, ganz abgesehen davon, dass so gewaltige Eichenstämme für eine Nachbildung nicht mehr zu beschaffen gewesen wären.

Die charaktervolle schwere Farbe der Fassadenarchitektur besteht aus einem mit Smalte versetzten Grauton, der sich jetzt noch in frischer Art vom weissen Grund absetzt, aber wohl durch die unabwendbare

Wildt'sches Haus, Petersplatz 13.
Stuckdecke des Esszimmers im
1. Stock mit Darstellung der
4 Elemente; Ausschnitt: das
Wasser.

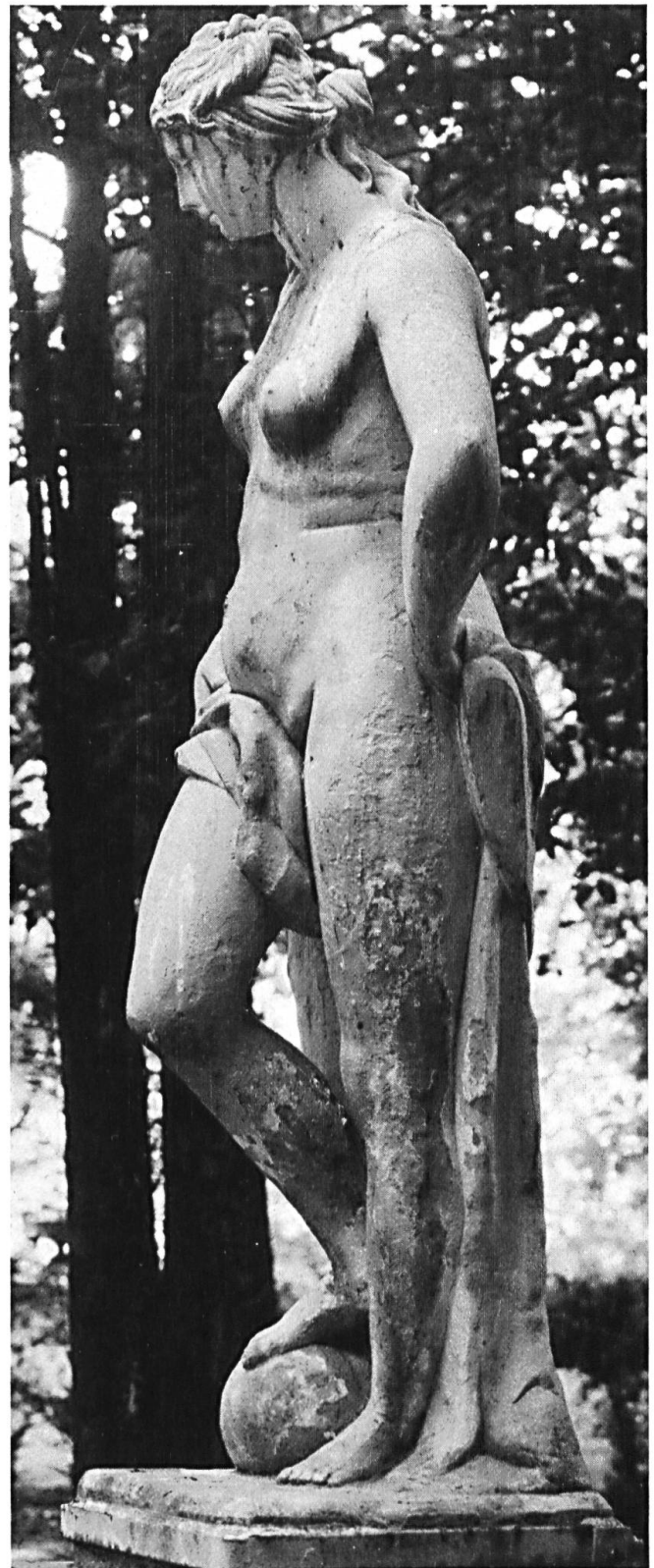
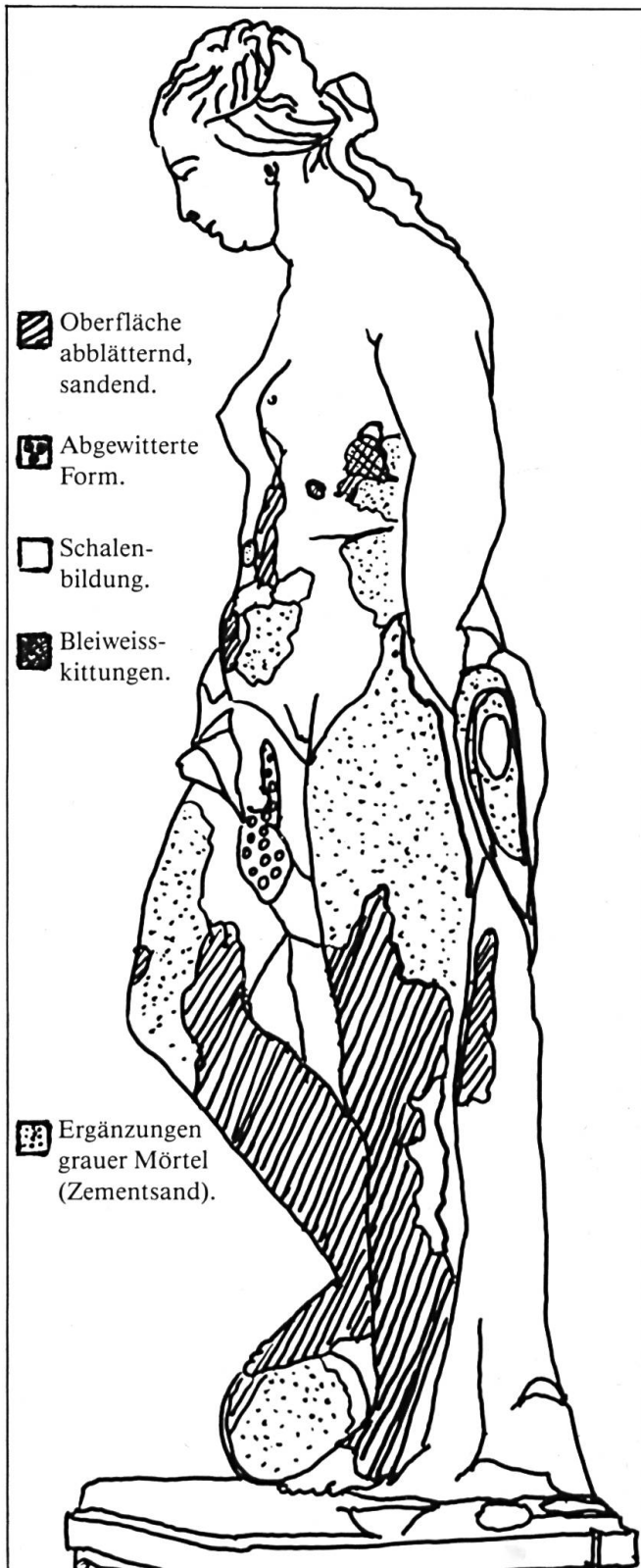


Verschmutzung leider bald einmal schwächer wirken wird. Der prunkvollen vorgeschweiften Fassade entspricht das Innere mit der monumental angelegten, sich nach dem ersten Lauf teilenden Treppe und mit den Salons, deren Ausstattung mit Eichentäfer,

Supraporten, Deckenbildern, bunten Öfen, goldenen Trumeaux, die sich mit den neuen, zweifarbigen Handdrucktapeten wiederum zu echten barocken Interieurs zusammenfügen. Die Stuckdecken von Martin Fröhweis, ein Höhepunkt des Basler Rokokos,



Wildt'sches Haus, Petersplatz 13. Salon im 1. Stock (beide Aufnahmen von Ludwig Bernauer, Fotograf, Bottmingen).



Bäumlihof, Parkanlage des 18. Jahrhunderts. Statue vor der Restaurierung; links: Bestandsaufnahme.

sind in ihrer Qualität jetzt wieder erlebbar, nachdem man sie von den vielen Anstrichen befreit hat. Es ist vorgesehen, die Arbeiten in den untern Geschossen weiterzuführen.

St. Antonier-Hof und Riehemer «Dienstgebäude»

Aus etwa derselben Zeit stammen die Fassaden des St. Antonier-Hofes an der St. Johannis-Vorstadt 33, den sich Emanuel Ryhiner-Leissler 1770/71 errichten liess. Der gegen die Vorstadt gerichtete, nach der Mode des *Hôtel entre cour et jardin* angelegte Hof wird von einer eingeschossigen Ladenfront verstellt. Dennoch lohnte es sich, die Fassade sorgfältig zu untersuchen. Es konnte belegt werden, dass die Putzfelder, wie sie auch die Sandgrube zieren, zum ursprünglichen Konzept gehören. Die Architektur war allerdings zunächst in Rot gehalten. Die Restaurierung übernahm aber die zweite graue Fassade aus der Zeit der Erweiterung von 1882.

In Riehen ist von der Vollendung des «Dienstgebäudes» im Iselin-Gut (um 1760) zu berichten, das parallel zum Haupthaus steht und mit ihm den Vorhof einfasst. Im Haupthaus werden in aller Stille, aber mit viel Zurückhaltung und Geduld die bemalten Täfer und der Stuck schrittweise instandgestellt.

Gartenplastiken im Bäumlihof

Eine ausserordentlich heikle Aufgabe war die Restaurierung der vier antikisierenden Gartenplastiken im Bäumlihof, nämlich Apollo, Venus, Bacchus und eine nicht identifizierte Frauenfigur. Der grüne Sandstein, der in Basel am Ende des 19. Jahrhunderts viel gebraucht wurde, und die klassizistische Erscheinung liessen auf Kopien des 19. Jahr-

hunderts schliessen; doch hat neuerdings die Beobachtung desselben Materials an andern Statuen im Wenkenpark und an den noch magazinierten Putten mit dem Thema der Jahreszeiten, welche über den Toreinfahrten des Wildtschen Hauses aufgestellt waren, die Vermutung aufkommen lassen, es handle sich auch im Bäumlihof um barocke Originale. Quellen dazu fehlen, doch waren Transporte, vielleicht über den Jura, im 18. Jahrhundert durchaus nichts Aussergewöhnliches. Nachdem einmal feststand, dass der Sandstein in heller Steinfarbe gestrichen gehörte, wurden die sehr ruinösen Figuren mit einem Gemisch von Acrylharz und Sand aufmodelliert und mit einer Ölfassung über einem Bleiweissgrund gefasst. Dies war hier wohl die beste Lösung zur Erhaltung der Originale, weil der Eigentümer der Pflege und Reinigung der Statuen seine volle Aufmerksamkeit schenken will.

Werke des 19. und des 20. Jahrhunderts

Und nun wären einige Themen des 19. und 20. Jahrhunderts anzusprechen. Am Aeschenplatz wurde das *Stationsgebäude der Birseckbahn*, wie es einst bezeichnet wurde, das 1908/09 von Gustav und Julius Kelterborn gebaut wurde, neu eingerichtet. Die schönen Dekorationen in Jugendstilformen, die Glasdächer und die Perronbedachung stehen noch und auch die WC-Anlagen, fast alles also, was zu einem kleinen Bahnhof gehört. An Stelle der Schalter und der Wartehalle, die bereits früher verändert wurden, ist ein Café eingerichtet worden. Damit ist ein ganz wichtiges Denkmal der Verkehrseinrichtungen gesichert worden — wir haben allen Grund uns zu freuen, nachdem 1982 ganz unnötigerweise die Hallen am Badischen Bahnhof abgebrochen worden sind und wir nun auch den Verlust des *Bahnhofes der Bir-*



Aeschenplatz, Tram-
bahnhof von Gustav
und Julius Kelterborn,
1908/09.

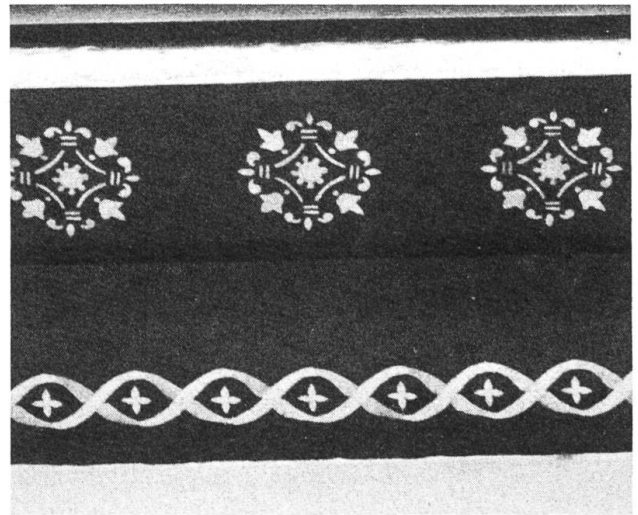
sigtalbahn an der *Heuwaage* beklagen müssen. Er war 1900 von Friedrich Werz und Emil Faesch als reizvoller rotgestrichener Riegelbau gebaut worden. So sehr wir uns sonst gegen das Versetzen von Gebäuden wehren, so sehr hätten wir in diesem Falle eines Holzständerbaues — der in früheren Zeiten durchaus als Fahrhabe angesprochen wurde — der Versetzung zu einer zu schaffenden Station beim Zoologischen Garten zustimmen können. Jetzt soll er beim romantischen Feldschlösschen nostalgischen Zwecken dienen — kein denkmalpflegerisches Meisterstück . . .

Zu den Denkmälern der Verkehrseinrichtungen im weiteren Sinne gehören auch die

Wohnhäuser, welche die Schweizerischen Bundesbahnen für ihre Angestellten am *Tellplatz* von den Architekten E. Vischer & E. Fueter, 1891/92, errichten liessen, eine wichtige Baugruppe an diesem beinahe rautenförmigen Platz, der unlängst durch die Verkehrseinrichtungen leider verunklärt worden ist. Sie sind im Innern in sanfter Weise heutigen Wohnansprüchen angepasst worden. Ockergrund, ziegelrote Backsteine und heller Architekturton bestimmen die Erscheinung der sich an den französischen Frühbarock anlehnenen Architektur. Unter dem Gesims der Ecktürme sind gemalte bunte Rosetten entdeckt und wieder hergestellt worden.



SBB-Häuser am Tellplatz, von Eduard Vischer und Eduard Fueter, 1892. (Siehe dazu den Aufsatz von Hans Eppens in den «Jurablättern» 1985, S. 110 ff.).



Dachhimmelbmalungen um die Jahrhundertwende.

Oben: Gundeldingerstr. 85. — Mitte: Tellplatz und Falkensteinerstr. 65. — Unten: Gundeldinger-/Frobenstr. und Lindenberg 17.



Wettsteinallee 40 und 42.
Villen von Widmer, Erlacher
und Calini, 1912/13.

Es ist übrigens in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende zu beachten, dass sich an den *Dachgesimsen* nicht selten Dekorationen finden. Wir wollen hier wenige Beispiele als Hinweis nennen. An der Gundeldingerstrasse 85, an einer monochromen Fassade von Architekt Kiefer, ein Bandwerk, etwa gleichzeitig mit den Malereien an den Häusern 89 und 91 von 1900 (vgl. Basler Stadtbuch 1981, S. 237, bzw. «Jurablätter» 1982, S. 89), und 99 vom selben Architekten mit Blattmotiven. An der Maulbeerstrasse 48 von Eduard Pfrunder, um 1906, von La Roche und Stähelin, eine scherenschnittartige Dekoration in Weiss auf blassroten Grund gesetzt mit Rosetten und Flechtband an der Falkenstrasse 65. Dass auch später noch mit solchen Dekorationen zu rechnen ist, zeigt das im Basler Stadtbuch 1984, S. 242, bzw. «Jurablätter» 1985, S. 105 abgebildete Beispiel von 1917 von Architekt Heinrich Flügel.

Auf die als Folge einer Volksabstimmung vor dem Abbruch geretteten Häuser an der Wettstein-Allee 40/42 möchten wir wenigstens im Vorbeigehen hinweisen. Sie sind jetzt ganz zurückhaltend und mit wenigen Retouchen instandgehalten worden, wie es sich alle, denen der Alterswert eines Denkmals am Herzen liegt, und zu ihnen gehört die Denkmalpflege, nur wünschen können.

Verluste und Unterschutzstellungen

Und nun zu den Verlusten. Von den bekannten Architekten Christoph Riggerbach und Johann Jakob Stehlin d. J. sind Verluste zu melden. Vom ersteren ein zwischen Neubauten eingeklemmtes Wohnhaus an der Missionsstrasse 12, vom letzteren der Delfterhof von 1868 an der St. Jakobstrasse 18. Von beiden Meistern gibt es zwar wichtige öffentliche Bauten, deren Erhaltung gesichert ist. An Villen und Wohnbauten aber geht der Vorrat bald aus . . . Mehr als der Verlust der «Opera» an der Heuwaage schmerzt uns, dass wir das Haus Friedrichstrasse 2, das — warum nur? — nicht in die angrenzend geplante Schutzzone miteinbezogen war, nicht halten konnten. In *Bettingen* muss der Abgang von zwei Bauernhäusern (Hauptstrasse 28, Dorfstrasse 29) beklagt werden, die allerdings wegen ihrer Bauälligkeit nicht mehr zu retten waren. Wir vermerken hier ihren Verlust, weil in diesem ehemaligen Bauerndorf die Zahl der bäuerlichen Relikte ganz rapid abgenommen hat.

Der Regierungsrat hat den Garten des barocken Hauses «zum Raben» an der *Aeschenvorstadt 15/17* im Zusammenhang mit der Zonenplan-Revision und das bescheidene,

aber für den dörflichen Ursprung Riehens zeugende Bauernhaus an der *Rössligasse 20* auf Wunsch der Gemeinde glücklicherweise geschützt.

Faust in Basel

Günther Mahals Faust-Buch (Scherz-Verlag 1980) versucht, an Hand der neun bisher gefundenen zeitgenössischen Zeugnisse, ein Porträt, das sich nur am gesicherten Material über die geschichtliche Person Fausts orientiert.

Faust wurde um 1480 im damals pfälzischen, seit 1504 württembergischen Knittlingen geboren und starb um 1540 in Staufen im Breisgau. Auf Seite 218 sind Fausts Spuren — die echten, die möglichen und die literarisch/legendären — kartographisch dargestellt; und hier ist Basel signatürlich als möglicher Aufenthaltsort Fausts festgehalten.

Gewährsmann dafür ist der aus Breisach stammende und in Basel wirkende Theologe Johannes Gast, der im Jahre 1548 bei N. Bryling in Basel den zweiten Teil seiner «Sermones convivales» (Tischgespräche) drucken liess, in denen, auf Seite 280, das von Mahal übersetzte Faust-Stücklein im Kloster LUXHEIM (heute Luxeuil) steht. Auf Seite 326 publiziert Mahal die Übersetzung von Fausts Ende, wie es Gast überliefert, ohne darauf hinzuweisen, dass der erste Teil dieses «aliud de Fausto exemplum», dieser anderen Nachricht über Faust (bei Gast Seite 281), Fausts Anwesenheit in Basel erwähnt:

In Basel speiste ich einmal zusammen mit ihm in grosser Gesellschaft; damals gab er Vögel verschiedener Arten dem Koch zum Braten. Ich weiss nicht, wo er sie gekauft hatte oder wer sie ihm gegeben hatte, denn

Der Aufsatz erschien bereits im Basler Stadtbuch 1986 (Besprechung in diesem Heft).

Alle Aufnahmen verdanken wir der Öffentlichen Basler Denkmalpflege; soweit nichts anderes vermerkt wird, stammen sie von Foto Teuwen, Basel.

zu jener Zeit wurden keine Vögel verkauft; überdies waren es Vögel, die ich in unserer Gegend noch nie gesehen habe. Er hatte einen Hund und ein Pferd bei sich, die, wie ich glaube, Teufel waren, denn sie konnten alles machen. Einige sagten mir, der Hund habe zuweilen die Gestalt eines Dieners angenommen und ihm Speisen gebracht. Der Elende endete auf schreckliche Weise, denn der Teufel erwürgte ihn; seine Leiche lag auf der Bahre immer mit dem Gesicht nach unten, obwohl man sie fünfmal auf den Rücken drehte. Der Herr behüte uns, dass wir nicht in Teufels Gewalt geraten.

¶ Aliud de Fausto exemplū.

Basileæ cum illo cœnatus sum in collegio magno, qui uarij generis aucs, nescio ubi emerat, aut quis de derat, cum hoc temporis nullæ uenderentur, coquo ad assandum præbuerat. quales etiam ego nunquam in nostris regionibus uiderim. Canē secum ducebat & equum, Satanas fuisse reor, qui ad omnia erāt parati exequenda. Canem aliquando serui formā assumere, & esculenta adferre, quidā mihi dixerē. At qui miser deplorandum finem sortitus est, nam à satana suffocatus, cuius cadauer in feretro faciē ad terram perpetuo spectās, etsi quinquies in tergū uerteretur: Dominus custodiat nos, ne satanæ mancipia fiamus.

Die Photokopie des Originaltextes verdanken wir der Universitätsbibliothek Basel, die Gasts Buch des Jahres 1548 unter der Signatur Bc VII No 3 aufbewahrt.

Hans Kaufmann